

Brigitte Melzer

Vampyr

Die Jägerin

Roman



**Glen Beag –
Schottische Highlands
November 1732**

Mein liebster Sohn,

es ist unumgänglich, dass Du die Wahrheit über den Tod Deines Vaters erfährst. Was die Menschen im Glen darüber zu berichten wissen, entspricht nur zum Teil dem, was sich wirklich zugetragen hat.

In einem haben sie zweifelsohne recht: Mein Gemahl war nicht mehr derselbe, seit er aus den Ruinen unseres Heims zu uns zurückkehrte. Sein Haar war weiß geworden. Nicht langsam, Strähne für Strähne, unter dem Hauch des Alters, sondern plötzlich, von einem Atemzug zum nächsten.

Er wäre nicht der Mann gewesen, den ich liebte, hätten die Ereignisse ihn unberührt gelassen. Der Tod seiner Schwester Sarah. Die Vernichtung unseres Zuhauses. Du kennst die Legenden, die sich um jene Geschehnisse ranken. Das alles konnte unmöglich spurlos an ihm vorübergehen. Doch sein Haar war bei Weitem nicht das Einzige, das sich verändert hatte. Jene schrecklichen Stunden und Tage hinterließen tiefe Narben auf seiner Seele. Etwas in ihm schien zerbrochen. Die Menschen des Glens, die Zeit seines Lebens zu ihm – ihrem Earl – aufgesehen hatten, glaubten, er sei dem Wahnsinn anheimgefallen.

Doch dem ist nicht so. Er war Zeuge schrecklicher Dinge geworden, aber er war nicht wahnsinnig. Ebenso wenig hat er seinem Leben selbst ein Ende gesetzt. Sie hat ihn sich geholt – ganz wie sie es im Tode geschworen hatte. Ich sah sie in jener Nacht unter unserem Fenster stehen. Eine bleiche Gestalt, die deinen Vater mit süßer Stimme lockte. Er folgte ihrem Ruf. Ich wollte ihn aufhalten, doch er war wie von Sinnen.

„Es muss endlich ein Ende haben!“, rief er und stieß mich zur Seite. Das Flehen in seinem Blick, als er sich noch einmal zu mir umwandte, ließ mich innehalten. Er wünschte sich tatsächlich, dass es endlich vorüber wäre. Wie konnte ich ihm diesen Wunsch verwehren nach all den Qualen, die er durchlitten hatte?

Die Dankbarkeit, die ich in seinen Zügen erblickte, als ich ihn ziehen ließ, war das letzte Geschenk, das ich je von ihm erhielt. Kurz und vergänglich und doch einprägsamer als alle Worte.

Als man seinen Leichnam am Fuße der Klippen fand, glaubten die Leute, sein Wahnsinn habe ihn freiwillig aus dem Leben scheiden lassen. In all den Jahren habe ich nie jemandem gesagt, dass ich sie in jener Nacht gesehen habe. Die Menschen wähten sie tot, gestorben in denselben Flammen, die auch Dun Domhainn, unser Zuhause, verzehrt hatten. Wie konnten sie auch nur einen Augenblick glauben, das Feuer des Scheiterhaufens sei außer Kontrolle geraten und habe die Burg ebenso zerstört wie ihren verderbten Leib? Welches Feuer brennt heiß genug, um Stein zu verzehren? Nein, dein Vater sprach die Wahrheit, daran zweifle ich nicht. Sie war noch im Augenblick ihres Todes zurückgekehrt, um Rache zu nehmen. Erfüllt von der Macht ihres finsternen Meisters verwandelte sie die Burg in ein Inferno aus Blut und Flammen. Sie schwor, jeden zu holen, der an ihrem Niedergang beteiligt gewesen war – und bei Gott, das tat sie!

Liebster Sohn, ich weiß, dass ich es nie vermocht habe, Dir die Ernsthaftigkeit der Rituale nahezubringen, die wir Jahr für Jahr am Tag der Ushana, dem Todestag Deiner Tante Sarah, vollziehen. Womöglich hätte ich Dir all das schon viel früher sagen sollen, doch mir fehlte stets der Mut. Darüber zu sprechen bedeutet, all die Erinnerungen erneut heraufzubeschwören. Selbst heute – Jahrzehnte nach dem Tod deines Vaters – fällt mir das noch immer schwer. Manche Wunden heilen nie.

Hat es Dir nie zu denken gegeben, dass die Menschen im Glen zwar darauf beharren, die Feuersbrunst, die all die Leben gefordert und die Burg zerstört hat, sei ein Unglück gewesen, zugleich aber jedes Jahr am Tag der Ushana Gott um seinen Schutz anflehen? Sie mögen verleugnen, was geschehen ist, dennoch fürchten sie insgeheim, dass Dein Vater die Wahrheit gesprochen hat. Und sie tun gut daran!

Ich habe bis heute nicht begriffen, was Deine Tante Sarah dazu trieb, sich mit den Mächten der Finsternis einzulassen. Die Ushana – so nannte Dein Vater sie nach seiner Rückkehr. Eine Blut trinkende Kreatur, die den Tod überwunden hat. Für mich war sie immer nur meine Schwägerin Sarah. Ein so zartes, zerbrechliches Geschöpf voller Schönheit. Unvorstellbar, zu welchem Gräuel sie fähig war! Ihre Geschichte mag wie ein Schauermärchen anmuten, geschaffen, um Kinder zu erschrecken. Doch es steckt weit mehr dahinter. Jedes einzelne Detail entspricht der Wahrheit. Vergiss das niemals!

Ich bin alt und meine Zeit nähert sich dem Ende. Wenn Du diese Zeilen erhältst, werde ich bereits bei meinem geliebten Gemahl sein. Du, mein Sohn, bist dann der neue Earl des Glen Beag. Behalte stets in Erinnerung, wie wichtig es ist, Dich und die Deinen zu schützen! Sarah mag tot sein – die Ushana ist noch immer dort draußen. Sie lauert in den Ruinen, das spüre ich. Sei auf der Hut! Gott schütze Dich!

Vater Ninian blickte so lange auf das vergilbte Pergament, bis die Buchstaben vor seinen Augen zu verschwimmen begannen. Er wusste nicht, wie oft er Mary MacKays letzten Brief schon gelesen hatte. Zweifelsohne oft genug, dass sich die Zeilen längst in sein Gedächtnis gebrannt hatten. Der Brief war Teil der Aufzeichnungen des Kirchenarchivs, die sich vor ihm auf dem Schreibtisch stapelten und jeden Zoll der schartigen Tischplatte bedeckten. Bücher, Pergamente und Schriftrollen, die alle nur ein Thema hatten: die Geschichte der Ushana.

Vater Ninian hatte während der letzten Jahre so viel Wissen angehäuft, dass nicht nur der Schreibtisch darunter zu verschwinden drohte. Überall in seinem Arbeitszimmer stapelten sich die Spuren seiner Nachforschungen. Landkarten, eigene Aufzeichnungen, Bücher und Dokumente füllten den einstmals so kargen Raum inzwischen bis in die letzten Winkel. Auf einem Ablagetisch neben dem Kamin türmten sich Artefakte, die er zu seinem Schutz angesammelt hatte: Weihwasser, getrockneter Stechginster und ein silberner Dolch. Das hölzerne Kreuz trug er stets um den Hals und hatte es schon seit Jahren nicht mehr abgelegt. Nicht seit er wusste, welches Unheil das Glen Beag heimsuchte.

Er faltete Mary MacKays Brief sorgfältig zusammen. Vorsichtig, um das brüchige Pergament nicht zu beschädigen, strichen seine knöchigen Finger über die Faltkanten, während seine Gedanken durch die Vergangenheit wanderten. Mary MacKays Sohn war ein langes Leben vergönnt gewesen, das erst im hohen Alter ein friedliches Ende gefunden hatte. Sichtlich hatte er die Warnungen seiner Mutter ernst genommen. Zumindest ernst genug, um die Tradition des Tages der Ushana, der selbst heute – beinahe zweihundert Jahre später – noch immer begangen wurde, aufrechtzuerhalten.

Als Vater Ninian das Pergament schließlich zur Seite legte, zitterten seine Finger. Der Gedanke daran, was zu tun er im Begriff war, beunruhigte ihn. Zugleich wusste er, dass es endlich getan werden musste. Mary MacKay mochte diese Zeilen vor langer Zeit geschrieben haben, dennoch hatte die Warnung darin nichts von ihrer Brisanz verloren. Die Ushana war noch immer hier. Gefangen gesetzt von einem Menschen, der versucht hatte, sie für seine Zwecke zu benutzen. Der Mensch war tot, doch die Ushana war noch immer von seinem Bann am Rande der Wirklichkeit gefesselt. Ein Umstand, den sich Vater Ninian zu Nutze machen würde. Die Ushana hatte zu viel Leid über zu viele Menschen gebracht. Das musste endlich aufhören!

Alle Vorbereitungen waren getroffen. Noch in dieser Nacht würde er das Werk vollenden, das er vor fünf Jahren begonnen hatte. Vater Ninian erhob sich. Er warf sich den dicken Wollumhang über die Schultern, griff nach dem Bündel, das neben der Tür bereitstand, und verließ

das Pfarrhaus. Eisige Luft schlug ihm entgegen und entriss ihm den Atem in dampfenden Wolken. Vereinzelt Schneeflocken tanzten durch die Nacht. Unwillkürlich zog er den Umhang enger, ehe er den ersten Schritt tat. Dicht an dicht stehende Steinhäuser duckten sich in die winterliche Gasse, die Fassaden in eine dünne, glitzernde Eisschicht gehüllt. Obwohl der Halbmond den Himmel mit seinem Schein erfüllte, vermochte sein Licht nur an wenigen Stellen bis zum Boden vorzudringen. Die Dunkelheit störte Vater Ninian nicht. Die schmalen Straßen Asgaidhs waren ihm ebenso vertraut wie die tückischen Pfade des Glen Beag. Mit strammen Schritten folgte er der Hauptstraße zum Ende des Ortes. Langsam rückten die Häuser auseinander und gaben den Blick auf die dunklen Silhouetten der Bergketten frei, die das Glen von allen Seiten umgaben. Ein enger Pfad wand sich die felsigen Hänge hinauf, teils unter tief liegenden Nebelschwaden verborgen. Schroffe Kanten erhoben sich wie stumme Beobachter im fahlen Mondlicht und wiesen ihm den Weg am Rande des Hanges, tiefer in den Berg. Mit sicheren Schritten folgte Vater Ninian dem Pfad, das Bündel fest an die Brust gepresst, als wäre es sein kostbarster Besitz. Heute Nacht war es das auch. Es hatte viel Zeit in Anspruch genommen, die wenigen Dinge ausfindig zu machen, die sich jetzt darin befanden. Ohne Catherine Baynes Besuch hätte er womöglich nie damit begonnen.

Catherine hatte vor fünf Jahren – kurz nach dem Tag der Ushana – plötzlich in der Gasse hinter dem Pfarrhaus gestanden. Ihr war anzusehen gewesen, wie viel Unbehagen, ja beinahe körperlichen Schmerz ihr die Nähe der Kirche bereitete, und sie hatte sich nicht näher herangewagt. Doch sie war auch nicht geflohen. Trotz seiner Furcht vor der Kreatur, die sie war, hatte Vater Ninian das Treffen mit ihr gewagt. Seine Hände hatten gezittert und wollten sich selbst dann nicht beruhigen, als er die Finger um das Kreuz schloss, das er um den Hals trug. Dennoch hatte ihm sein Vertrauen in Gott die Kraft gegeben, ihr gegenüberzutreten.

Was er jedoch in der Gasse fand, erstaunte ihn zutiefst. Catherine Bayne mochte vielleicht kein Mensch mehr sein, doch ebenso wenig war sie das blutgierige, monströse Wesen, das zu sehen er erwartet hatte.

„Ich brauche Eure Hilfe, Vater“, hatte sie ihn angefleht. „Schreckliche Dinge sind geschehen und ich habe große Schuld auf mich geladen. Bitte ...“ Ihre Stimme brach und es dauerte einen Moment, ehe sie ihre Fassung zurückerlangte. „... helft mir!“

Mit belegter Stimme berichtete sie, was sich zugetragen hatte. Máirtín MacKá, der junge Earl, hatte versucht, sich die Macht der Ushana zu Nutze zu machen, um selbst Unsterblichkeit zu erlangen und im Glen Beag eine überlegene neue Rasse blutsaugender Kreaturen zu schaffen. Roderick Bayne, Catherines Vater, hatte das erkannt. Um die Gefahr abzuwenden, hatte er die Ushana gezwungen, ihn ebenfalls umzuwandeln. Dennoch war er nicht an

Martáinn herangekommen. Catherine hingegen hatte dem Earl stets nahe gestanden, ohne dabei zu ahnen, welche Gefahr hinter Martáinns Freundlichkeit lauerte. *Was ist das für ein Mann, der nicht einmal davor zurückschreckt, das Leben seiner Tochter zu zerstören?* Roderick hatte gewusst, dass Catherine sich nicht freiwillig gegen Martáinn stellen würde. Deshalb hatte er seine Tochter zu einem Vampyr gemacht. Ein willenloses Werkzeug, das dem Bann seines Schöpfers unterworfen war. So hätte es sein sollen. Doch Roderick hatte es nicht vermocht, den Willen seiner Tochter zu brechen. Selbst als die Verwandlung längst nicht mehr aufzuhalten war, hatte sie noch immer gegen seinen Einfluss angekämpft. Als sie endlich erkannte, was Martáinn tatsächlich im Schilde führte, war es beinahe zu spät. Der Earl hatte Roderick bereits getötet und Daeron ap Fealan, dem jungen Krieger, der Catherine bedingungslos zur Seite stand, tödliche Verletzungen zugefügt. In einem verzweifelten letzten Angriff war es Catherine schließlich gelungen, Martáinn zu töten.

„Daeron lag im Sterben“, berichtete sie unter Tränen. „Das konnte ich doch nicht zulassen. Ihn zu verlieren ... Ich dachte, ich könnte ihn retten. Stattdessen habe ich ihn verdammt!“ Sie senkte den Kopf. „Ich habe nicht nachgedacht“, fuhr sie leise fort. „Alles, was ich wollte, war, ihn nicht zu verlieren. In meiner Selbstsucht machte ich ihn zu einer Kreatur, wie ich eine bin.“

Sie sah auf und griff nach Vater Ninians Hand. Um ein Haar hätte er aufgeschrien, als sich ihre kühlen Finger um seine schlossen. Nur mühsam gelang es ihm, nicht zurückzuweichen.

„Bitte, Vater, helft mir. Erlöst Daeron von dem Fluch, den ich über ihn gebracht habe! Sein Dasein soll nicht von Tod und Blutlust bestimmt sein!“

„Ihr wollt die Verwandlung rückgängig machen?“

Sie nickte.

Zu seinem Erstaunen war nun er es, der ihre Finger drückte. Catherines Verzweiflung und ihre Tränen berührten sein Herz. Konnte ein Wesen der Finsternis tatsächlich weinen? War da am Ende noch immer ein Funken Menschlichkeit in ihr?

„Ich fürchte, ich kann nichts für Euch tun.“ Es fiel ihm schwer, in ihre Augen zu blicken und zu sehen, wie seine Worte die Hoffnung darin zerschmetterten. „Einzig, wenn der Keim der Krankheit zerstört wird, kann Daeron ap Fealan gerettet werden.“

„Der Keim?“ Sie entzog ihm ihre Hand. „Das bin ich! Bedeutet das, wenn ich sterbe, ist er frei? So sei es! Tötet mich!“

Vater Ninian schüttelte den Kopf. „So einfach ist es nicht. Der Keim ist der Ursprung allen Vampirismus’. Die Saat. Nur wenn Ihr den ersten Vampyr – den Unendlichen – vernichtet,

wird Daeron frei sein. Ebenso wie Ihr.“ Er zögerte einen Moment, dann fügte er hinzu: „Ich weiß jedoch nicht, ob Ihr ... Frei zu sein, bedeutet nicht unbedingt, dass Ihr ...“

„Dass wir es überleben werden?“

Vater Ninian nickte.

„Das ist nicht wichtig“, entgegnete sie entschlossen, „solange es nur endet. Wo finde ich diesen Unendlichen?“

„Ihr könnt nicht einfach losziehen und ihn zum Kampf fordern. Abgesehen davon, dass es ausgesprochen schwierig sein dürfte, ihn aufzuspüren, ist es nicht möglich, ihn zu vernichten. Nicht mit denselben Waffen, die Daeron oder Euch schaden können.“

„Silber macht ihm nichts aus?“

„Nein.“ Vater Ninian seufzte. Er wusste so wenig über den Unendlichen. Alles, was er ihr geben konnte, waren einige vage Anhaltspunkte, auf die er selbst bei seinen Nachforschungen gestoßen war. „Es gibt Hinweise darauf, dass ein Artefakt existiert, das es vermag, seiner Existenz ein Ende zu setzen. Alles andere ist wirkungslos.“

„Was für ein Artefakt ist das?“

„Ich bin mir sicher, dass es eine mächtige heilige Reliquie sein muss. Was genau es jedoch ist, weiß ich nicht.“

Catherines bleiche Miene versteinerte. „Aber es muss doch –“

„Es tut mir leid.“

Eine Weile ruhte ihr Blick auf ihm, als hoffe sie, er würde doch noch etwas sagen, das ihr helfen konnte. Schließlich hatte sie genickt. „Ich danke Euch.“ Dann war sie gegangen. Seitdem hatte er weder sie noch Daeron ap Fealan wieder gesehen.

Zu seinem Erstaunen hatten die Menschen des Glens das Verschwinden ihres Earls hingenommen, ohne viele Fragen zu stellen. Niemand ahnte, was am Tag der Ushana geschehen war. Ebenso wenig wusste jemand, dass Martáinn nicht mehr am Leben war. Es gab keinen Leichnam, denn sein Körper war nach seinem Tod zu Staub zerfallen. Craig Sutherland, der nach Martáinns Verschwinden vorübergehend die Herrschaft übernommen hatte, regierte auch heute – fünf Jahre danach – noch immer über das Glen. Zu Vater Ninians Überraschung machte er seine Sache gut.

Vater Ninian selbst hatte kurz nach Catherine Baynes Besuch einen Brief an den Vatikan geschrieben, in dem er um Hilfe im Kampf gegen die finsternen Mächte gebeten hatte, die das Glen Beag in ihrem Griff hielten. Über ein Jahr hatte er auf Antwort gewartet. Doch sie war ausgeblieben. Nicht weiter verwunderlich, wenn er bedachte, dass ihn die Kirche einst ins Glen geschickt hatte, um sein Interesse an Vampyren zu zügeln. Schon als junger Priester,

während seiner Zeit in Rom, hatte Vater Ninian sich sehr für unerklärliche Ereignisse interessiert. Dabei war er in den Archiven das erste Mal auf Spuren jenes Unendlichen gestoßen, bei dem es sich seiner Überzeugung nach um den ersten aller Vampyre handeln musste. Er hatte begonnen, alles über diese Kreaturen zu lesen und Fragen zu stellen. Doch stets war er auf taube Ohren gestoßen. Man hatte ihm geraten, seine Zeit nicht länger mit Dingen zu verschwenden, die nicht existierten, und sich dafür intensiver um die Gläubigen seiner Gemeinde zu kümmern. Als er seine Nachforschungen daraufhin noch immer nicht einstellte, erhielt er seine Abberufung nach Schottland. So hatte er sich schließlich im Glen Beag, mitten in der Einsamkeit der Highlands, wiedergefunden. Ausgerechnet hier war er auf Spuren jener Kreaturen gestoßen, deren Existenz der Vatikan auch heute noch leugnete!

Nachdem sein Brief an den Vatikan weiterhin unbeantwortet blieb, entschied Vater Ninian, selbst zu handeln. Vor einiger Zeit schon war ihm ein Vikar zur Seite gestellt worden. So ließ er das Glen nicht ohne Geistlichen zurück, als er sich auf die Suche nach einem Mittel machte, das es vermochte, die Ruinen Dun Domhainns zu reinigen und der unheiligen Präsenz der Ushana ein Ende zu bereiten.

Die Reise war lang und beschwerlich. Seine Ersparnisse reichten gerade für das Allernötigste. Zunächst hatte er sein Glück in Edinburgh versucht, doch die dortigen Bibliotheken enthielten nur wenige Anhaltspunkte. So war ihm nichts anderes übrig geblieben, als nach London weiterzuziehen. Beinahe zwei Jahre hatte er dort verbracht, hatte unzählige Archive, Bibliotheken und Privatsammlungen aufgesucht und sich mühevoll durch zahllose Werke und Schriften gearbeitet, bis er endlich fand, wonach er suchte: ein Ritual der Reinigung und Erneuerung. Es bedurfte nur weniger Zutaten, die obendrein leicht zu beschaffen waren. Schwieriger war es hingegen, die lateinischen Gebetsformeln zu finden, die das Ritual zwingend begleiten mussten. Die Suche danach hatte ihn noch einmal mehr als ein Jahr gekostet und durch halb England geführt, bis er vor wenigen Wochen endlich ins Glen Beag zurückgekehrt war. Seither hatte er jede freie Minute darauf verwandt, die Worte und Gesten einzustudieren und die Utensilien vorzubereiten, die für sein Vorhaben unabdingbar waren. Obwohl er den Ablauf des Rituals immer wieder geprobt hatte und bis ins letzte Detail beherrschte, war er nicht sicher, ob er wirklich bereit war. Womöglich würde er das nie sein.

Vater Ninian hielt inne, als sich vor ihm die dunklen Umrisse der Ruinen Dun Domhainns aus dem Fels erhoben. Obwohl er nun schon seit dreißig Jahren im Glen Beag lebte, war er nie zuvor hier gewesen. Kaum jemand wagte sich in die Ruinen. Zu groß war die Furcht vor dem, was darin lauern mochte.

Vater Ninians Augen streiften über den steinernen Torbogen und weiter zu einem mächtigen, von glitzerndem Reif überzogenen Mauerring, der die Gebäude dahinter umgab. Unzählige Risse klafften, schwärenden Wunden gleich, im Mauerwerk und gaben den Blick auf die dahinter liegende Dunkelheit frei. Zu seinem eigenen Erstaunen fand er den Anblick der alten Burg wenig bedrohlich. Die Ushana mochte darin ihr Unwesen treiben, doch sie vermochte nicht, ihm etwas anzuhaben, denn der Bann, den einst ein Mensch über sie gelegt hatte, um sie sich gefügig zu machen, hielt sie an den Grenzen der Wirklichkeit gefangen – unsichtbar und körperlos.

„Bald bist du erlöst!“ Vater Ninian trat durch den Torbogen in den Hof der Festung – und hielt abrupt inne. Jetzt verstand er, warum die Menschen diesen Ort fürchteten.

Alles hier war schwarz: die Innenseite des Mauerrings; die zerstörten und größtenteils eingestürzten Gebäude, die sich nach allen Seiten erstreckten; der Boden, ja selbst die gewaltige Eiche, die sich im Zentrum des Hofes erhob. Nebelschwaden reckten ihre bleichen Finger zwischen den verfallenen Gebäuden hindurch, bereit, nach jedem Eindringling zu greifen, um ihn mit eisiger Hand vom Angesicht der Erde zu tilgen. Doch selbst der Nebel schien gedämpft, als hätte jemand einen Schleier darüber gebreitet.

Der Anblick der verkohlten Ruinen mochte erschreckend sein, doch was Vater Ninian in diesem Augenblick *empfand*, ließ ihm den Atem stocken. Er stand noch immer unter dem Torbogen, die Welt außerhalb der Burg keine zwei Schritte von ihm entfernt, und dennoch erschien sie ihm plötzlich unerreichbar. Zum ersten Mal, seit er das Pfarrhaus verlassen hatte, spürte er die Kälte. Sie kam geradewegs aus seinem Innersten und jagte ihm einen Schauer nach dem anderen über den Rücken. Die Ushana war hier. Er konnte ihre Anwesenheit spüren; finster, bedrohlich und alles verzehrend. Sein Mut bröckelte wie altes Mauerwerk unter der dunklen Aura, die die Ruinen erfüllte. Unwillkürlich hob er eine Hand an seinen Hals und schloss seine Finger um das Kreuz.

„Sie kann mir nichts anhaben!“, erinnerte er sich und betete zu Gott, dass er sich nicht irrte. „Der Bann hält sie gefangen!“ Ein ums andere Mal wiederholte er die Worte, um sich selbst zu beruhigen. Nur langsam normalisierte sich sein Atem wieder, ehe er erneut in tröstlich hellen Wölkchen in die eisige Nachtluft emporstieg. Es war an der Zeit, es zu Ende zu bringen. Seine Augen wanderten über die Ruinen der Nebengebäude, folgten den Steinbrocken, die einst Teile von Hauswänden gewesen sein mochten, weiter über den Boden bis zur Mitte des Hofes. Dort, im Herzen der Burganlage, richtete sich sein Blick auf die mächtige Eiche. An jener Stelle, an der heute der Baum aus dem aufgebrochenen Erdreich ragte, hatte sich einst der Scheiterhaufen erhoben, auf dem die Ushana ihr Ende gefunden hatte. Hier hatte der Un-

endliche sie mit seinem Kuss des Blutes aus dem Tod zurückgeholt. Gab es einen besseren Ort, um es zu beenden, als den, an dem alles begann?

Das gefrorene Erdreich knirschte leise unter seinen Sohlen, als er bedächtig den Hof überquerte. Noch immer spürte er die Gegenwart der Ushana bis in die letzte Faser seines Körpers; so intensiv, als würde sie ihm folgen. *Dieser Ort hätte schon vor langer Zeit gereinigt werden müssen!* Obwohl der Weg vor ihm tückisch war – immer wieder musste er über die Überreste einer eingestürzten Mauer oder verstreute Geröllhaufen hinwegsteigen –, gelang es Vater Ninian nicht, den Blick von der Eiche zu wenden. Unzählige Geschichten hatte er im Laufe der Jahre darüber gehört. Angeblich war sie von Anfang an verdorrt aus der Erde gewachsen. Ebenso tot wie der Ort, an dem sie sich erhob. Er zweifelte nicht daran, dass alles, was man sich darüber erzählte, der Wahrheit entsprach. Die Vorstellung, dieser Baum könne je ein grünes Blatt oder auch nur eine Knospe getragen haben, war vollkommen abwegig. Aus dem Tod entsprang kein Leben! Der Stamm der Eiche war schwarz, ebenso wie ihre Äste. *Als sei sie aus dem Feuer geboren.* Mit jedem Schritt, den Vater Ninian näher kam, schienen sich die verdorrtten Äste ein wenig mehr nach ihm zu recken. Knorrige Arme, die danach trachteten, ihn zu packen.

„Du wirst mich nicht bekommen“, murmelte er und trat in den Schatten der Eiche. Das Unbehagen, das sein Herz umklammert hielt, seit er durch den Torbogen getreten war, wollte sich nicht mehr abschütteln lassen. Dennoch würde er nicht kehrtmachen. Er kniete vor dem schwarzen Stamm nieder, legte sein Bündel auf den Boden und öffnete es. Zielsicher fanden seine Finger einen Lederbeutel und holten ihn hervor. Beinahe bedächtig entfernte er die Schnüre und streute das darin befindliche Pulver in einem Kreis um sich herum auf den Boden. Seine Augen folgten der hellgrauen Linie, die sich langsam um ihn schloss. Der Wind hätte das feine Pulver aufnehmen und davontragen müssen, stattdessen streifte die leichte Brise darüber, als wäre sie nicht in der Lage, das Pulver auch nur zu berühren.

Ein leises Lächeln streifte über Vater Ninians Gesicht. „Gott ist mit mir.“ Er stimmte ein Gebet an, das erste in einer langen Reihe, die im Laufe des Rituals noch folgen würden. In lateinischen Worten erfluchte er den Schutz Gottes und bat darum, dass die Ushana es nicht vermöge, den Kreis zu durchbrechen. Die Ingredienzien des Pulvers, Silberstaub und gemahlener Stechginster, würden sie auf Abstand halten, wenn im Laufe des Rituals die Fesseln abfielen, die sie gefangen hielten. Sobald der Kreis geschlossen war, holte er – ohne seine Gebete zu unterbrechen – eine Handvoll dürrer Zweiglein aus seinem Bündel und schichtete sie vor sich zu einem kleinen Häufchen auf. Ein Symbol des Scheiterhaufens, dem eine mit Stroh gefüllte Flickerpuppe folgte. Im Inneren der Puppe befand sich ein Herz aus Wachs, dessen Kern mit

Weihwasser gefüllt war. Es war nicht wirklich ein Herz, vielmehr ein hohler Klumpen, der das Herz der Ushana symbolisieren sollte. Es hatte einiger Versuche bedurft, bis es Vater Ninian endlich gelungen war, das Wachs so zu formen, dass es das Weihwasser in seinem Inneren hielt.

Während er unaufhörlich lateinische Formeln murmelte, blickte er auf die wenigen Dinge, die nun ausgebreitet vor ihm lagen. Es hatte ihn Jahre gekostet, dieses Ritual zu finden. Umso erstaunlicher war es, wie einfach es durchzuführen war. Mit der Flickenpuppe und dem Häuflein Zweige würde er die Ereignisse von einst nachstellen, während er Gott in seinen Gebeten anflehte, rückgängig zu machen, was der Unendliche damals getan hatte. Das Feuer würde die Puppe verzehren, wie es einst den Leib der Ushana verzehrt hatte, und das Wachsherz schmelzen. Das auf diesem Wege freigegebene Weihwasser sollte reinigen, was der Unendliche mit seiner Gegenwart befleckt hatte. Das Wort Gottes würde alles Böse tilgen, das in den Ruinen Dun Domhainns lauerte. Das Ritual würde seine Wirkung tun – Vater Ninian zweifelte nicht daran. Wovor er sich jedoch fürchtete, war der Augenblick, in dem die Ushana sichtbar werden würde. Es war schon schwer genug, mit dem beklemmenden Gefühl fertig zu werden, das ihre bloße Gegenwart in ihm entfachte. Wie er mit ihrem *Anblick* fertig werden sollte, wusste er nicht.

Schon jetzt konnte er ihre Wut und ihren Hass spüren, die wie eisiger Nebel auf ihn herabsanken und ihn einhüllten. Dennoch fuhr er in seinem Tun fort. Er legte die Flickenpuppe auf den Strohhaufen und setzte ihn in Brand. Ein zorniges Brüllen erfüllte die Luft, zuerst aus einiger Entfernung, dann immer näher kommend, so laut, dass er unwillkürlich selbst die Stimme erhob. Die Flammen leckten über die Zweige, nahmen sie in Besitz und griffen langsam nach der Puppe. Ein Bein brannte bereits. Unaufhörlich breitete sich das Feuer weiter über den Puppenkörper aus. Die Schreie der Ushana gingen in ein schrilles Kreischen über, als bereitete ihr das fortschreitende Ritual Schmerzen. Das Brüllen war jetzt so nah, dass er den Blick hob. Am Rande des Kreises hoben sich die bleichen Umriss eines Gesichtes vom schwarzen Stamm der Eiche ab. Vater Ninians Herzschlag setzte für einen Moment aus und auch seine Worte gerieten ins Stocken. Hastig senkte er den Kopf, nahm seine Augen von dem grausigen Anblick. Doch selbst jetzt, da er wieder auf die Flammen blickte, wollte es ihm nicht gelingen, zu verdrängen, was er gesehen hatte. Ausgemergelte Züge, so durchscheinend, dass sie kaum zu fassen waren. Er hatte die Andeutung strähnigen grauen Haars gesehen, das in dünnen Fäden auf kaum erkennbare Schultern herabfiel. Von der Schönheit, die man ihr zu Lebzeiten nachgesagt hatte, war nichts zu erkennen.

Es fiel Vater Ninian schwer, nicht ständig aufzusehen. Seine Furcht, die Ushana könne ihn angreifen, war groß. *Der Kreis schützt mich!* Dennoch fragte er sich, ob es wirklich gelingen könne, die finstere Kreatur ein für alle Mal zu bannen.

Im Inneren der brennenden Puppe schmolz das Wachsherz und gab das Weihwasser frei, das sich mit einem Zischen in die Flammen ergoss. Das Kreischen der Ushana wurde lauter. Diesmal bestand kein Zweifel daran, dass sie Schmerzen hatte. In lateinischen Gebetsformeln flehte Vater Ninian um Schutz und Erlösung. Während das Ritual weiter voranschritt, konnte er den Blick nicht länger von der Ushana fernhalten. Ihre Züge gewannen mehr und mehr an Kontur, bis der Baumstamm hinter ihr nicht länger zu sehen war. Ihr Gesicht glich einer verzerrten Fratze; die Augen brennend vor Hass, die Haut runzlig wie altes Pergament. Langsam schälte sich auch ihr Leib aus der Dunkelheit. Eine schlanke Gestalt mit langen, zarten Gliedern. Der Bann war gebrochen. Die Ushana nicht länger gefangen. Mit ihren Klauen schlug sie nach Vater Ninian. Sie versuchte ihn zu fassen zu bekommen. Doch die Linien des Kreises hielten sie zurück. Nun hing alles davon ab, dass er keinen Fehler machte. Ein winziger Ausrutscher, ein falsch betontes Wort oder eine falsche Bewegung konnten ihn jetzt das Leben kosten.

Wort um Wort fuhr er fort, vorsichtig und dennoch bestimmt. Zunächst war seine Aufmerksamkeit so sehr von der Ushana beansprucht, dass er der Eiche hinter ihr keine Beachtung schenkte. Dann jedoch bemerkte er eine Veränderung. Die hängenden Äste schienen sich zu bewegen, als reckten sie sich dem Himmel entgegen. Der Stamm schien mit einemmal weniger dunkel. Es dauerte eine Weile, ehe Vater Ninian begriff, dass er nicht länger schwarz war, sondern braun, wie er sein sollte. Da entdeckte er eine erste, zarte Knospe an einem der unteren Äste. Als striche der Hauch einer ganzen Jahreszeit binnen weniger Atemzüge über den Baum hinweg, füllten sich die Äste mit Knospen, aus denen Blätter und Blüten wuchsen. Früchte sprossen und reiften unter seinem Blick. Und über dem Wunder des Lebens, dessen Zeuge er wurde, lag der durchdringende Schrei der Ushana. Dann verstummte sie. Wilder Triumph erfüllte Vater Ninians Herz. Das Ritual zeigte Wirkung! Das Böse begann sich aus den Ruinen zurückzuziehen und bald wäre auch die Ushana nur noch eine schreckliche Erinnerung.

Während er mit seinen Gebeten fortfuhr, verzehrten die Flammen, was noch vom Scheiterhaufen und der Puppe übrig war. Wurde die Ushana wieder durchscheinend? Neigte sich das Ritual seinem Ende zu? Würde sie schließlich einfach zerfließen wie Nebel unter dem Wind? Ihr zorniges Brüllen war verstummt. Sie versuchte nicht länger, sich dem Kreis zu nähern und ihn zu durchbrechen. Stattdessen hielt sie am Rande inne, die klauenartigen Hände gesenkt.

Der Hass in ihren Augen war erloschen. Selbst die Runzeln in ihrem verfallenen Gesicht schienen sich geglättet zu haben. Je intensiver Vater Ninians Gebete dem Höhepunkt zusteuerten, desto ruhiger wurde sie. Ihr Körper wiegte sich sacht im Rhythmus seiner Worte. Lächelte sie? Hatte sie begriffen, dass er nicht vorhatte, sie seinem Willen zu unterwerfen? *Will sie etwa vernichtet werden?* Plötzlich erstarrte die Ushana mitten in der Bewegung, den Blick auf einen Punkt hinter Vater Ninian gerichtet. Schlagartig wich die Ruhe aus ihren Zügen. Erstaunen erfasste ihre farblosen Augen. Vater Ninian fuhr herum, gerade rechtzeitig, um den Arm zu sehen, der auf ihn zuschoss. Seine Gebete verstummten. Kräftige Finger schlossen sich um seine Kehle und rissen ihn aus dem Kreis. Er wurde in die Höhe gehoben, bis er keinen Boden mehr unter seinen Füßen spürte. Hilflos strampelnd fand er sich in dem fremden Griff wieder, längst außerhalb des schützenden Kreises. Aus dem Augenwinkel sah er, wie die Ushana langsam näher kam, doch Vater Ninian vermochte den Blick nicht von dem Mann abzuwenden, der ihn hielt. Sein Haar so schwarz wie einst der Stamm der Eiche, die Züge kantig und auf seinen Lippen lag ein grausames Lächeln. Doch es waren seine Augen, die Vater Ninian gefangen nahmen. Stahlblau und kalt wie Eis. Sein Herz setzte für einige Schläge aus, als er begriff, wen er vor sich hatte. Der Unendliche war gekommen, um seine Kreatur vor der Vernichtung zu retten! Noch immer in diesem eisernen Griff gefangen, tastete Vater Ninian nach dem Kreuz um seinen Hals und hielt es dem Ersten Vampyr entgegen.

„Weiche, Ausgeburt der Hölle!“

Seine Worte entlockten dem Unendlichen ein Lachen. Mit einem Ruck riss er Vater Ninian herum, bis er wieder Boden unter seinen Füßen spürte. Sein Leib wurde nach hinten gebogen. „Trink“, forderte der Unendliche die Ushana auf. „Damit du wieder zu Kräften kommst. Du siehst abscheulich aus.“

Vater Ninian erstarrte, das Herz erfüllt von Furcht. Würde sie ihm die Seele rauben, wenn sie ihn tötete? Würde Gott ihn verstoßen oder mit offenen Armen empfangen?

Da durchbrach die Stimme der Ushana die Stille: „Nein!“

Der Unendliche sah auf. „Nein?“, wiederholte er gefährlich leise.

„Schenk mir meinen Frieden!“ Die Ushana flehte beinahe. „Bitte.“

„Du bist *mein* Geschöpf!“, erwiderte der Unendliche kalt. „Ich allein bestimme über dein Dasein! Deine Zeit ist noch nicht gekommen!“ Vater Ninian glaubte die Macht zu spüren, die im Blick des Vampyrs lag, als seine Augen nach der Ushana griffen. „Trink!“ Die Kraft, die in diesem einen Wort lag, ließ Vater Ninian zusammensucken.

Auch die Ushana schien sich nicht länger widersetzen zu können. Sie kam näher. Noch immer vom Unendlichen gehalten, blickte Vater Ninian in die Züge der Ushana, die sich nun über

ihn beugte. Jegliche Vernunft in ihren Augen war erloschen. Da waren nur noch Wahnsinn und Hass. Das Letzte, was Vater Ninian in seinem Leben sah, waren die spitzen Zähne der Ushana, ehe sie sich in seinen Hals gruben und ihm das Leben aus den Adern saugten.

März 1733

1

Alexandra Boroj verfluchte die stickige Enge der Postkutsche. Beinahe zwei Wochen lag London nun schon hinter ihr und manchmal konnte sie sich des Eindrucks nicht erwehren, Edinburgh würde kein Stück näher rücken. Normalerweise machte es ihr nichts aus zu reisen. Sie war daran gewöhnt, seit sie mit dreizehn Jahren das kleine Dorf am Fuße der Karpaten, das einst ihre Heimat gewesen war, verlassen hatte. Zehn Jahre waren seitdem vergangen. Womöglich rührte ihre Unruhe daher, dass sie ihrem Ziel in all der Zeit niemals so nah gekommen war.

Während ihre Mitreisenden unermüdlich über den weiteren Verlauf der Reise diskutierten, schweifte ihr Blick aus dem Fenster. Die Landschaft war seit Tagen dieselbe. Endlose grüne Hügel zogen in regelmäßigen Wellen unter einem bleigrauen Himmel vorüber. Nur selten durchbrach der Anblick eines Gehöfts die Eintönigkeit. Mit jedem Zoll, den sich die Kutsche voranbewegte, kroch die Dämmerung näher und sog mehr und mehr das Licht aus der Welt. Das stete Ruckeln ließ ihr die Lider schwer werden. Eine Weile kämpfte sie noch dagegen an, dann schloss sie die Augen. Die Worte ihrer drei Begleiter erreichten ihr Ohr nur noch in Form eines gedämpften Brummens. Am Rande des Schlafes spürte sie die Kälte, die durch die Türritzen ins Innere der Kutsche kroch. Fröstelnd schlang sie die Arme um den Oberkörper. Ihr Mantel lag in einem Gepäcknetz über ihr, doch sie brachte nicht die Energie auf, danach zu greifen. Da bemerkte sie plötzlich eine Bewegung neben sich. Einen Moment später hüllte sie warmer Stoff ein. Sie war Gavril dankbar für seinen Mantel, dennoch öffnete sie die Augen nicht. Ihr stand der Sinn weder nach einem Gespräch noch danach, sich unter Gavrils fürsorglichen Blicken wiederzufinden. Wann würde er endlich begreifen, dass sie seine Gefühle nicht erwiderte? Schlaftrunken fragte sie sich, wie lange es noch dauern mochte, bis sie ein Gasthaus erreichten. Schon bald wäre es vollends dunkel und mit der Nacht käme der Ne-

bel. Die unebenen Wege waren schon bei Tag tückisch. In der Dunkelheit waren sie nahezu unpassierbar.

Ein entwurzelter Baum hatte ihre Reise zusätzlich verzögert. Der Kutscher hatte der Hilfe seiner männlichen Passagiere bedurft, um die Straße wieder passierbar zu machen. Schließlich hatten sie ihre Fahrt mit erheblicher Verzögerung fortgesetzt. Zu Alexandras Erleichterung war der Baum bisher das einzige Hindernis auf einer ansonsten ereignislosen Reise gewesen. Vielleicht war es gerade diese Ereignislosigkeit, die ihre Unruhe steigerte. Es gab nichts, das sie von ihren sich unaufhörlich im Kreis drehenden Gedanken ablenken konnte.

Wochenlang waren sie in London gewesen, ohne die geringsten Anhaltspunkte zu finden. Erst die Gerüchte aus Edinburgh hatten Alexandra und ihre Begleiter aufhorchen lassen. Die Morde passten exakt ins Bild. Da es in London ohnehin nichts mehr gab, das sie weitergebracht hätte, waren sie mit der ersten Postkutsche gen Edinburgh aufgebrochen. Mit jedem Tag, dem sie ihrem Ziel näher kamen, wuchs Alexandras Rastlosigkeit. Der drängende Wunsch, endlich am Ende ihrer langen Suche anzukommen, mischte sich mit der Befürchtung, lediglich einmal mehr auf eine erkaltete Spur zu treffen, die sie nur an einen weiteren Ort führen würde.

Während sie noch ihren Gedanken nachhing, veränderte sich plötzlich etwas. Es war, als senkte sich ein Paar Augen in ihren Leib. Ihre Nackenhaare richteten sich auf. Schlagartig wurde ihr bewusst, dass es nicht die übliche nächtliche Kälte war, die sie frösteln ließ. Sie kannte dieses Gefühl. Etwas war in der Nähe der Kutsche! Im selben Moment begannen die Pferde unruhig zu werden. Ihr Wiehern und Schnauben waren bis ins Innere der Kabine zu hören, ebenso wie die erstaunten Rufe des Kutschers und das Knallen der Peitsche, als er versuchte, die Tiere zur Ruhe zu zwingen. Schlagartig hellwach öffnete Alexandra die Augen und setzte sich auf. Den Mantel, den Gavril ihr übergelegt hatte, streifte sie ab. Die Unterhaltung der Männer war ins Stocken geraten und verstummte jetzt vollends. Auch sie hatten es bemerkt. Beiläufig glitt Alexandras Blick aus dem Fenster, als betrachte sie die nun nahezu in völliger Finsternis versunkene Landschaft. In Wahrheit suchte sie die Umgebung ab, ohne jedoch mehr zu finden als die entfernten Lichter eines Hauses, die langsam näher rückten. Ihre Augen richteten sich auf Vladimir, der ihr gegenüber saß. Die Miene des massigen Mannes war hart wie immer. Eine Hand ruhte in der Nähe seiner Pistole, die grünen Augen schweiften wachsam umher, ehe sie wieder zu Alexandra zurückkehrten.

„Ist das das Gasthaus?“, wollte sie wissen. *Wo?*, formten ihre Lippen lautlos.

„Ich denke schon.“ Mit einem knappen Nicken deutete Vladimir auf den Boden der Kutsche.

Unter der Kutsche? So nah! Alexandra unterdrückte einen Fluch. Mit fragend hochgezogener Braue wanderte ihr Blick zwischen Vladimir, seinem Bruder Gavril und Mihail hin und her.

Vladimir und Mihail hatten einst dem walachischen Heer angehört, wo sie ihr Können in unzähligen Aufständen und Kriegen unter Beweis gestellt hatten. Heute setzten sie ihr Kampfgeschick für andere Ziele ein. Selbst Gavril, der früher nie etwas mit Vladimirs und Mihails blutigem Handwerk zu tun haben wollte, hatte viel von ihnen gelernt.

Vladimir warf einen raschen Blick nach draußen. „Wir sind bald da.“ Seine Aufmerksamkeit richtete sich erneut auf Alexandra. „Dein Gesicht ist ganz schmutzig. Du solltest dich waschen, ehe du unter Leute gehst.“

Wie üblich waren seine Worte so wenig freundlich wie seine Miene. Dennoch verstand Alexandra, was er ihr sagen wollte. Sie nickte. „Dann werde ich das tun.“ Sie hoffte, dass sie den Gasthof erreichten, ehe es für den armen Mann, der dort draußen vollkommen ahnungslos auf seinem Kutschbock saß, zu spät war.

Plötzlich sahen sie die Lichter. Der Kutscher lenkte sein Gefährt auf einen Hof. Alexandra hörte, wie er absprang. Dann wurde der Wagenverschlag geöffnet.

„Wir sind da.“ Das Gesicht des Mannes war staubig, zumindest jener Teil, den sie zwischen seinem Hut und dem Schal, der bis unter die Nase gewickelt war, erkennen konnte. „Unsere Unterkunft für die Nacht.“ Er reichte Alexandra den Arm und half ihr auszusteigen. Einmal mehr musterte er sie fast ungläubig. Selbst nach beinahe zwei Wochen schien er sich noch immer nicht daran gewöhnt zu haben, dass sein weiblicher Reisegast es vorzog, hohe Reitstiefel und Hosen statt umständlicher Kleider und Seidenschuhe zu tragen. Sobald sie sicheren Boden unter den Füßen hatte, sagte er: „Ich sage dem Wirt, dass er Gäste hat.“

„Nicht nötig“, widersprach Mihail und sprang aus der Kutsche, um sich ein Bild der Lage zu machen. „Wir kümmern uns selbst darum.“

Einen Moment noch ruhte der Blick des Kutschers auf den drei Männern, die jetzt alle ausgestiegen waren. Dann nickte er, machte kehrt und ging auf den Stall zu.

„Gehen wir.“ Gavriils Atem stieg dampfend in die kalte Nachtluft. „Ich kann es kaum erwarten, vor einem warmen Kamin zu sitzen.“ Sein Blick richtete sich auf Alexandra, dann hielt er ihr die Hand entgegen. „Komm.“

Sie schüttelte den Kopf. „Geht ihr schon rein und fragt nach Zimmern. Ich wasche mir rasch das Gesicht.“

Während sie sprachen, warf keiner einen Blick zur Kutsche zurück. Jeder wusste, was sich dort – keine fünf Fuß entfernt – befand. Die Pferde tänzelten noch immer unruhig hin und her, und scharrtten mit den Hufen. Einzig die Bremse verhinderte, dass sie mitsamt der Kutsche durchgingen.

„Bist du sicher, dass du das hier draußen machen willst? Drinnen wird es wohl auch –“

„Sie wird schon wissen, was sie tut!“, fiel Vladimir Gavril barsch ins Wort. „Jetzt kommt endlich, es ist kalt!“

Alexandra und die anderen schlossen sich ihm an, als er auf das Haupthaus zuing. Heimlicher Feuerschein drang durch die Fenster nach draußen und zeichnete orangefarbene Lichtquadrate auf den Hof.

Einige Schritte vor dem Gebäude deutete Vladimir nach links. „Da drüben habe ich einen Brunnen neben dem Haus gesehen. Beeil dich!“

Ohne ein weiteres Wort trennte Alexandra sich von der Gruppe und ging in die Richtung, die Vladimir ihr gezeigt hatte. Sie hörte, wie die Männer sich dem Haus näherten, die Tür öffneten und eintraten. Neben dem Haus blieb sie stehen und blickte in die dunkle Gasse, die sich vor ihr zwischen dem Haupthaus und einem Schuppen eröffnete. Dass dort ein Brunnen sein sollte, konnte sie lediglich erahnen. Ein paar schemenhafte Umriss, die sich einige Meter entfernt aus der Nacht erhoben. Vladimir hätte sich weiß Gott etwas anderes ausdenken können, als sie ausgerechnet in diese Finsternis zu schicken. *Warum, zum Teufel, benimmt er sich so feindselig?* Wie Mihail auch hatte er noch nie viel mit ihr gesprochen. Tatsächlich war ihr weder an seiner Freundschaft gelegen noch daran, mit ihm zu plaudern. Für sie war nur wichtig, dass sie sich im Ernstfall vollkommen auf ihn verlassen konnte. Seit einiger Zeit jedoch wurde sie das Gefühl nicht los, dass es besser war, nicht zu sehr auf seine Hilfe zu vertrauen. *Unsinn!* Warum sollte er das Leben einer Verbündeten aufs Spiel setzen? Dennoch ließ seine unterschwellige Feindseligkeit sie misstrauisch reagieren. Etwas stimmte mit Vladimir nicht. Und solange sie nicht wusste, was dahintersteckte, würde sie auf der Hut sein.

Es war erstaunlich, wie verschieden die Brüder waren. Nicht nur äußerlich. Gavril war schlank und so groß wie sie selbst. Sein kurzes Haar war akkurat geschnitten und der Kinnbart gepflegt. Seine Züge waren ebenso weich wie sein Wesen freundlich. Vladimir war das genaue Gegenteil. Die Statur breit und gedrungen, die Züge finster und größtenteils unter einem wild wuchernden Vollbart verborgen. Das schulterlange Haar hatte er meist zu einem losen Zopf gebunden. Einzig die grünen Augen und das braune Haar hatten die Brüder gemein.

Alexandra verharrte noch einem Moment, dann zog sie ihren Gehrock zurecht und machte einen ersten Schritt in die Schatten. Selbst hier, in der Dunkelheit, sah sie ihren Atem in hellen Wölkchen aufsteigen. Ihr war noch immer kalt, trotzdem hatte sie ihren Mantel in der Kutsche zurückgelassen. Sie würde ihn später holen. Jetzt wäre er ihr nur im Weg.

Mit jedem Schritt, den sie tiefer in die Schatten tauchte, schien sich das Gehöft weiter von ihr zu entfernen. Sie war jetzt ganz ruhig. Jeder Gedanke an die Kälte und an Vladimirs feindse-

liges Verhalten war vergessen. Noch immer trug der Wind Geräusche vom Hof herüber. Der Kutscher, der mit einem Stallburschen sprach, das unruhige Schnauben und Wiehern der Pferde. Sie glaubte sogar Stimmen zu hören, die aus dem Gasthaus an ihr Ohr drangen. Vor ihr schälte sich der Brunnen aus der Dunkelheit. Ein grobes Ungetüm aus ungeschlacht wirkenden grauen Steinbrocken. Am Brunnenrand drängte ein Strauch Stechginster aus dem Erdreich. Daneben lag ein umgekippter Eimer. Ohne sich auch nur einmal umzuwenden, bückte sie sich danach und hob ihn auf. Um den Henkel war ein zerfasertes Tau geknotet. Sie nahm es und ließ den Eimer daran langsam in den Brunnen hinab. In ihrem Rücken kroch die Kälte näher, die sie schon in der Kutsche verspürt hatte. Alexandra lauschte. Sie gab rasch mehr Leine und spürte, wie der Eimer auf die Wasseroberfläche schlug, doch sie hörte kaum mehr als ein gedämpftes Plätschern. Er hatte die Kutsche also verlassen. Die unnatürliche Stille war ein untrügliches Zeichen für seine Gegenwart. Jemandem, der nicht wusste, worauf er zu achten hatte, würde sie nicht einmal auffallen. Alexandra aber kannte die Anzeichen. Geräusche klangen dumpfer, seltsam verzerrt und gedämpft. So wie der Eimer, der die Wasseroberfläche vernehmlich hätte treffen müssen. Diese Kreaturen waren gerissen. Sie verstanden sich darauf, ihre eigenen Geräusche auszublenden. Damit veränderten sie jedoch auch andere Laute in ihrer direkten Umgebung. Nicht wesentlich, doch ausreichend, um Alexandra darauf aufmerksam zu machen. Eine unnatürliche Kälte hüllte sie nun ein, als habe ihr die Nacht selbst einen eisigen Mantel um die Schultern gelegt. Noch immer wandte Alexandra sich nicht um. Er kam näher. Unaufhörlich. Schritt für Schritt. Seine Gegenwart verursachte ein eisiges Prickeln auf ihrer Haut. Sie beugte sich weiter über den Brunnen und gab vor, mit dem Eimer und dem Seil zu hantieren. Ihre langen schwarzen Locken fielen wie ein Schleier nach vorne und schränkten ihre Sicht ein. Der Drang, sich umzudrehen wurde stärker. *Vladimir, wo bleibt ihr?* Sie durfte sich nichts anmerken lassen! Eine schmerzhaft Gänsehaut kroch über ihren Rücken, als er noch weiter herankam. Wie weit war er noch entfernt? Sechs Schritte? Bestenfalls zehn. Eindeutig zu nah! Ihre Hand glitt unter den Gehrock; nach hinten, an den Hosengürtel. Ihre Finger ertasteten den festen Griff der Pistole, die dort in ihrem Gürtel steckte. Sie hatte nicht vor, die Waffe zu ziehen – noch nicht. Allein die bloße Berührung verlieh ihr ein Gefühl von Sicherheit. Geräusche, die sie zuvor noch deutlich vernommen hatte, drangen jetzt nicht mehr durch die Aura der Stille, die ihn umgab. Das Wiehern der Pferde war ebenso verklungen wie die Stimmen des Kutschers und des Stallburschen. Selbst aus dem Haus unmittelbar neben ihr war nichts mehr zu hören. Die Kälte wurde mit jedem Atemzug undurchdringlicher. *Mein Gott, wie nah ist er?* Fünf Schritte? Drei? Ihre Finger schlossen sich um die Pistole. Sie konnte nicht länger warten. Da hörte sie etwas. Ein Knirschen, so leise, dass es

kaum vernehmbar war. Schritte! Endlich! Dann ein Fauchen, direkt neben ihrem Ohr. Alexandra fuhr herum und starrte in die farblosen Augen der Kreatur. Sie hatte gewusst, dass das Wesen nicht mehr weit entfernt war. Dass es bereits *so* nah war, hatte sie nicht geahnt! Einen Herzschlag später hätte es ihr seine Fänge in den Hals geschlagen! Und ihr wäre keine Zeit mehr geblieben, die Waffe zu ziehen. Ihrem Instinkt folgend griff sie noch in der Drehung nach dem Ginsterstrauch, riss einen Zweig ab und schlug damit nach ihrem Gegenüber. Fauchend wich die Kreatur einige Zoll zurück. Dann wurde sie von Alexandra fortgerissen.

Mihail hielt die sich windende und knurrende Kreatur gepackt und versuchte sie ruhig zu halten, damit Vladimir es zu Ende bringen konnte. Der gedrungene Krieger hielt einen Silberdolch in der Hand und visierte sein Ziel an. Einen Wimpernschlag später stieß er zu. Die Klinge bohrte sich in das Herz des Wesens. Ein unmenschliches Kreischen zerriss die Nacht, dann zerfiel die Kreatur unter Mihails Griff zu Staub. Helle Flocken, die langsam zu Boden rieselten und sich dort zu einem kleinen Häufchen türmten. Alexandra glaubte noch immer zu sehen, wie das Monster sie aus gierigen, farblosen Augen anstarrte.

Mihail klopfte sich den Staub von den Händen und wandte sich ihr zu. „Alles in Ordnung?“

Alexandra nickte. Sie wusste, dass es nicht an dem drahtigen Mann lag, dass sie so spät gekommen waren. Sie musste nur in Vladimirs Gesicht blicken, um zu erkennen, dass er dahintersteckte.

Mihail strich sich das glatte schwarze Haar aus der Stirn. „Es ist kalt. Gehen wir rein.“ Er wandte sich um und war schon nach wenigen Schritten mit den Schatten verschmolzen.

Vladimir wollte ihm folgen, doch Alexandra hielt ihn am Arm zurück. „Nächstes Mal lass ihn nicht so nah herankommen! Sonst habe ich das letzte Mal den Köder für dich gespielt!“

„Stell dich nicht so an!“ Vladimir streifte ihre Hand mit einem Ruck ab. Er war einen halben Kopf kleiner als sie, dafür aber doppelt so breit. „Ich führe diese Gruppe an. Du wirst schon mir die Entscheidung überlassen müssen, wie wir vorgehen!“

Alexandra kniff die Augen zusammen. „Was ist eigentlich los mit dir? Wir haben das gleiche Ziel! Warum bekämpfst du *mich*?“

Selbst hier im Halbdunkeln glaubte sie, ein feindseliges Glitzern in seinen Augen zu erkennen. „Dein Bruder war unser bester Freund“, sagte er schließlich. „Wir tun das für ihn. Nicht für dich. Also nimm dich nicht wichtiger, als du bist!“

Obwohl es ihr, wie jedes Mal, wenn die Sprache auf ihren Bruder kam, die Kehle zusammenschnürte, würgte sie hervor: „Das hat nichts mit Viktor zu tun! Du willst mich für etwas bestrafen und ich habe nicht die geringste Ahnung warum! Was habe ich dir getan?“

„Du bist kalt wie Eis! Menschen sind für dich nichts weiter als ein Mittel zum Zweck. Also wirf mir nicht vor, wenn ich dich wie ein Werkzeug behandle!“ Er verengte die Augen zu schmalen Schlitzen. „Gavril läuft dir seit Jahren wie ein treuer Hund hinterher und du weist ihn wieder und wieder aufs Neue zurück! Du hast kein Herz, Alexandra Boroi.“ Während seine letzten Worte noch in ihren Ohren klangen, machte er kehrt und stapfte mit weit ausgreifenden Schritten davon. Alexandra blieb allein in der Dunkelheit zurück.

Vladimir hatte recht. Sie hatte kein Herz. Sie kannte keine Furcht und auch keine Freude. Nur Hass und Wut. Jedes andere Gefühl in ihr war tot – gestorben mit ihrer Familie. Das Einzige, was sie am Leben hielt, war der Wunsch nach Rache. Sie würde diese Kreaturen jagen und eine nach der anderen zur Strecke bringen, bis sie *ihn* endlich fand. Während der letzten Jahre hatte es nichts gegeben, das sie von ihrer Aufgabe abgelenkt hatte. Keine Freunde. Keine Liebhaber. Nichts. Selbst ihre Begleiter, die untereinander enge freundschaftliche Bindungen hatten, betrachtete sie lediglich als Verbündete im Kampf gegen die Mächte der Finsternis. Ein Mittel zum Zweck – Vladimir hatte es richtig erkannt. Alexandra hielt sich von anderen fern und erlaubte sich keine Schwächen. Nichts sollte sie davon abhalten, ihr Werk zu Ende zu bringen! Ihr Blick ruhte auf jener Stelle, an der die staubigen Reste der vernichteten Kreatur langsam vom Wind aufgenommen und davongetragen wurden. Wie sehr sie diese Monster hasste! Ein Vampyr hatte ihr Leben zerstört. Sie würde nicht ruhen, ehe nicht auch der Letzte zu Staub zerfallen war!

2

Es war herrlich, den Mann zu jagen. Ansehnlich war er, jung und nicht mehr ganz unschuldig. Noch ahnte er nichts von der Gefahr, in der er sich befand. Doch das würde sich bald ändern. Sie liebte es, die Furcht ihrer Beute zu spüren! Es erhöhte den Reiz, wenn sie um ihr Leben liefen und dann, sobald sie erkannten, dass es kein Entrinnen mehr gab, um Gnade flehten. Aber sie kannte kein Erbarmen. Nie! Auch heute Nacht würde sie ihre Beute erlegen ohne zu zögern.

Sie hatte ihn auf der High Street gesehen, wo er mit einigen anderen Männern zusammengestanden war. Die Gruppe hatte die Köpfe zusammengesteckt und über eine junge Frau gesprochen, die an ihnen vorüberkam. Ein hübsches Ding, dessen Anblick ihnen anzügliche Bemerkungen entlockte und sie zu derben Scherzen verleitete. Nur er hatte kein Wort gesagt und dem Mädchen lediglich schweigend hinterher gesehen. Die Lust in seinem Blick jedoch

war unverkennbar. Er würde ein leichtes Opfer sein! Kurz darauf – es war inzwischen dunkel – trennte er sich von seinen Kameraden und trat von der High Street in den Mary King's Close. Der Close war ein wundervolles Jagdrevier. Enge, verwinkelte Gassen im Schatten hoher Häuserschluchten. Hier herrschte ständige Dämmerung. Selbst bei Tag vermochte kaum ein Sonnenstrahl den Boden zu berühren. Nachts jedoch war die Dunkelheit beinahe undurchdringlich. Im Schein der wenigen Laternen, die in großen Abständen an den dunklen Hausfassaden angebracht waren, schienen die Schatten nur noch weiter anzuwachsen. Fahles Mondlicht tauchte die oberen Stockwerke in silbernen Schein. Darunter lag die Finsternis. Ein Labyrinth aus Sackgassen, Hinterhöfen und schmalen Wegen. Tagsüber brodelnd vor Leben, jetzt jedoch, nach Einbruch der Dunkelheit, verlassen und still. Seit sie hier jagte, wagte sich kaum jemand mehr nächtens aus dem Haus. Dass er noch unterwegs war, erschien ihr wie ein Geschenk.

„Ein wenig Glück gehört zu jeder guten Jagd“, flüsterte sie.

Wie ahnungslos er dem Verlauf der Gasse folgte. Als könne ihm nichts etwas anhaben. Seine hellen Locken hoben sich deutlich von der Dunkelheit ab. Er ging schnell, den Blick geradeaus gerichtet, doch nichts deutete darauf hin, dass er sich fürchtete. Zweifelsohne hatte auch er von den Morden gehört, die sich in den Schatten zwischen den eng stehenden Häusern ereignet hatten. Doch junge Männer wie er fühlten sich unsterblich. Sie glaubten, nichts und niemand könne ihnen etwas anhaben. Vermutlich war er davon überzeugt, mit seiner Stärke und Gewandtheit jeden Angreifer besiegen zu können. Aber konnte er es auch mit den Waffen einer Frau aufnehmen?

Es war an der Zeit, den Reiz der Jagd zu steigern. Hatte sie sich davor nahezu lautlos bewegt, setzte sie ihre Absätze nun bei jedem Schritt vernehmlich auf das Kopfsteinpflaster. Das Geräusch ihrer Schritte wurde emporgetragen und hallte von den Wänden wider. Er hielt inne und sah sich um. Natürlich konnte er sie in den Schatten nicht erkennen, denn seine Augen waren die eines normalen Menschen. Die Dunkelheit war sein Feind und verbarg, was ihm bald zum Verhängnis werden würde. Er kniff die Augen zusammen und spähte angestrengt in die Finsternis.

„Ist da jemand?“, rief er.

Noch lag keine Furcht in seiner Stimme. Vielmehr waren es Neugierde und Wagemut, die sie darin fand. Statt zu antworten, fuhr sie mit ihren Klauen über die Wand. Das Kreischen, das daraufhin erklang, ließ ihn zurückfahren. Hektisch fuhr sein Blick durch die Gasse, streifte über die hohen schwarzen Häuserwände und zuckte von einer Seite zur anderen. Sein Mut war verflogen. Es war an der Zeit, die Schlinge zuzuziehen. Als er kehrtmachte und seinen

Weg – diesmal schneller – fortsetzte, stolperte sie hinter ihm aus dem Schatten in den schwachen Lichtkreis einer Laterne und zwang ein hilfloses Schluchzen aus ihrer Kehle.

„Bitte“, flehte sie und fiel auf die Knie, „verschonen Sie mich!“

Als er ihre Stimme vernahm, blieb er erneut stehen und wandte sich um. „Hab keine Angst“, sagte er sanft zu ihr und kam langsam näher. Seine Furcht war gewichen. Die Vorsicht, mit der er sich auf sie zu bewegte, rührte nun einzig und allein daher, dass er sie nicht erschrecken wollte. „Ich will dir nichts tun. Ich dachte, jemand verfolgt mich.“

Nur wenige Schritte von ihr entfernt blieb er stehen. Wie jung er war – und noch immer ahnungslos! Ein herrliches Spielzeug, dessen Anblick ihr Blut zum Kochen brachte!

„Du solltest um diese Zeit nicht mehr allein hier draußen sein“, sagte er und streckte ihr die Hand entgegen. „Komm, ich bringe dich nach Hause.“ Als sie nach seinen Fingern griff, half er ihr auf die Beine. „Bei Gott, Mädchen, deine Hände sind ja eiskalt!“ Er zog seinen Rock aus und legte ihn ihr um die Schultern. Die Wärme und der Geruch seines Körpers hingen im Stoff und legten sich wie eine Decke über sie. Voller Leben „Wo musst du hin?“

„Dort entlang.“ Sie deutete in die Gasse. „Mein Vater sagte, dass ich vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein muss, doch Mrs Flannigan wollte mich nicht gehen lassen“, schniefte sie. „Sie hatte immer neue Aufgaben für mich und als ich endlich mit allem fertig war, dämmerte es bereits. Ich habe kein Geld für eine Droschke, deshalb musste ich zu Fuß gehen ...“

„Keine Sorge, ich bringe dich sicher nach Hause“, sagte er und legte ihr einen Arm um die Schultern. Eine Geste des Schutzes, doch sie spürte, dass darin weit mehr lag. Womöglich war es ihm nicht bewusst, doch sie konnte sein Begehren riechen.

„Wie ist dein Name?“ Während sie dem Verlauf der steil abfallenden Gasse folgten, rückte sie näher an ihn heran.

„William.“

„Du bist stark, William“, stellte sie fest und ließ ihre Hand langsam über seinen Rücken nach unten gleiten. Ihrer unausgesprochenen Aufforderung konnte er nicht widerstehen. Er schlang einen Arm um ihre Taille, zog sie an sich und küsste sie. Als sie seinen Kuss erwiderte, schob er sie in einen schmalen Durchlass zwischen zwei Häusern und drängte sie an die Wand. Seine Hände glitten über ihren Körper, während sein Kuss leidenschaftlicher wurde und seine Zunge Einlass in ihren Mund suchte. Da biss sie ihn in die Lippe, bis sie sein Blut schmeckte; süß und verlockend.

„Du bist reichlich ungestüm!“ William stieß ein unterdrücktes Lachen aus und zog sie enger an sich. Da packte sie ihn beim Rockaufschlag, drehte ihn herum und presste ihn an in die Wand. Seine Erregung wuchs. Als sie ihm zwischen die Beine griff, stöhnte er lustvoll und ließ

seine Hände über ihre Brüste gleiten. Ihre Lippen wanderten von seinem Mund über seine Wange, zu seinem Ohr und dann hinab zu seinem Hals. Genüsslich leckte sie über seine Halsbeuge. Unter der Haut spürte sie die Wärme seines Blutes und den pochenden Herzschlag an ihrer Zungenspitze. So lebendig ... Obwohl sie das Liebesspiel mit ihm gerne noch ein wenig genossen hätte, konnte sie sich nicht länger zügel. Das Verlangen nach seinem Blut war größer als das nach seinem Körper. Während er ihren Rock nach oben schob und seine Hand über die Innenseite ihres Schenkels glitt, schlug sie ihre Zähne in seinen Hals. Ein überraschter Aufschrei kroch aus seinem Mund. Sollte er schreien, so viel er wollte. Niemand würde ihn hören. Sie vermochte es, seine Geräusche ebenso wie ihre eigenen unter einem Schleier der Stille zu verbergen. Furcht beschleunigte seinen Herzschlag, pumpte das warme Blut umso schneller aus seinem Körper und ließ es in ihren Mund sprudeln. William versuchte sich zu befreien, doch er hatte ihrer Kraft nichts entgegenzusetzen. Er war nur ein Mensch, schwach und hilflos. Ganz allmählich schwand das Leben und damit die Wärme aus seinem Leib. Als er in ihren Armen erschlaffte, ließ sie von ihm ab. Wie ein nasser Sack fiel er zu Boden. Während sie sich die letzten warmen Blutstropfen von den Lippen leckte, blickte sie gleichgültig auf Williams Leichnam herab, der sie aus toten Augen anklagend anstarrte.

Catherine Bayne fuhr mit einem Schrei aus dem Schlaf. Der widerwärtige Geschmack von Blut erfüllte ihren Mund, doch gleichzeitig war da auch etwas, das ihre Sinne angenehm erfüllte und ihre Haut prickeln ließ. Sie glaubte, das Echo einer Berührung an ihrem Schenkel und ihren Brüsten zu spüren. Die Wärme eines männlichen Körpers, seinen Geruch und seinen Herzschlag ... Sie sprang aus dem Bett und stürzte zum Fenster. Mit einem entschiedenen Ruck riss sie die Vorhänge zurück und stieß das Fenster auf. Ein Luftzug fuhr in den Raum und kühlte die Erinnerung an die ungestümen Berührungen ab. *Welche Erinnerung?* Catherine fuhr sich mit der Hand über die Augen. Es war ein Traum! Nichts weiter als eine Illusion! Schon seit geraumer Zeit verfolgten sie die Nachtmahre, die jedes Mal mehr an Intensität zu gewinnen schienen. Anfangs waren es nur Bilder gewesen. Szenen der Jagd, die stets damit endeten, dass sie ihre Beute erlegte. Bald jedoch gesellten sich zu den Bildern Geräusche, begleitet von dem Gefühl, nicht länger zu träumen, sondern tatsächlich an jenem Ort zu sein. Sie glaubte, berühren zu können, was immer sie sah. Spürte das Kopfsteinpflaster unter ihren Stiefeln und das raue Mauerwerk, wenn sie mit den Klauen darüberfuhr. Der Geruch von Lust, Furcht und Tod lag in der Luft. Eine Mischung, der die Traum-Catherine nur schwer widerstehen konnte. Geschmack und Gerüche verbanden sich mit dem überwältigenden Tri-

umph, den sie verspürte, sobald sie ihre Zähne in den Hals ihres Opfers schlug. Der Albtraum endete jedes Mal auf die gleiche Weise: Der Anblick eines Leichnams ließ sie aufschrecken.

„Was habe ich getan?“, murmelte sie in die Dunkelheit ihres Schlafzimmers. Nichts! Sie hatte nichts getan! Aber wie konnte ein Traum derart real sein? Was, wenn sie doch dort draußen gewesen war? Konnte das, was sie für einen Albtraum halten wollte, die Erinnerung an etwas sein, das ihr Bewusstsein vehement zu verdrängen suchte? Nein! Sie war keine Bestie.

Catherine wandte sich vom Fenster ab und kehrte zu ihrem Bett zurück. Die Dämmerung war noch weit entfernt, dennoch wusste sie, dass sie in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden würde.